

›Madame Lucifer‹ – Anmerkung zur Caroline-Rezeption

Kaum ein Text über Caroline Schlegel-Schelling (1763–1809) kommt ohne Nennung des Beinamens ›Madame Lucifer‹ aus, mit dem einige eher missgünstig gestimmte Zeitgenossen die Romantikerin zu Beginn des 19. Jahrhunderts bedacht hatten.¹ Als im Jahre 1871 der Historiker Georg Waitz eine Aufsehen erregende erste Sammlung mit Briefen Carolines herausgab, war dieser Beiname gerade erst wieder bekannt geworden; in seinem Werk *Charlotte von Schiller und ihre Freunde* hatte der Philologe Ludwig Urlichs ihn 1865 aus dem Dunkel privater Korrespondenzen ans Licht der Öffentlichkeit befördert.²

Offenbar führten vor allem zwei Faktoren dazu, dass diese Bezeichnung dankbar aufgegriffen und nachfolgend fest im Repertoire der mittlerweile seit über 130 Jahren bestehenden Caroline-Rezeption verankert wurde: zum Einen die Vermutung, ihr Urheber könne »unser großer Nationaldichter Schiller« gewesen sein,³ zum anderen die Vorstellung, im Begriff des ›Luziferischen‹ komme die rätselhafte, angeblich zwischen ›gut‹ und ›böse‹ oszillierende Persönlichkeit der Caroline Schlegel-Schelling besonders deutlich zum Ausdruck.

- 1 In vielen Fällen zielt dieser Beiname bereits den Titel des jeweiligen Textes, vgl. Martin Reulecke: *Caroline Schlegel-Schelling. Virtuosin der Freiheit. Eine kommentierte Bibliographie*. Würzburg 2010. – Grundlegend zur Bezeichnung ›Madame Lucifer‹: Norbert Oellers: »Caroline Schelling, gesch. Schlegel, verw. Böhmer, geb. Michaelis«. In: Benno von Wiese (Hg.): *Deutsche Dichter der Romantik. Ihr Leben und Werk*, 2. Aufl. Berlin 1983, S. 168–196; Ders.: »Die Dame Lucifer zwischen Revolution und Literatur«. In: *Acta Universitatis Wratislaviensis* 1115 (1990), S. 121–135. Vgl. auch Franziska Meyer: »Die Konkurrenz der Biographen: Der Fall Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling«. In: *Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung* 6 (2001), S. 85–102, insbes. S. 87–89.
- 2 Vgl. Ludwig Urlichs: *Charlotte Schiller und ihre Freunde*. Bd. 3. Stuttgart 1865, S. 182, 187 f. u. 275.
- 3 So Rudolf Gottschall: »Eine deutsche Professorstochter«. In: *Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt*, Jg. 1871, S. 597–601, hier: S. 599.

›Madame Lucifer‹

184 In vielen der seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts über Caroline geschriebenen Texte hat die Bezeichnung ›Madame Lucifer‹ lediglich die Funktion eines Schlagwortes; einige andere Texte nehmen dagegen genauer in den Blick, welche von Carolines Charaktereigenschaften oder Verhaltensweisen diesen seltsamen Beinamen evoziert haben könnten. Einen Maßstab für alle späteren Interpretationen lieferte der Literaturhistoriker Rudolf Haym, in dessen vielzitiertem Standardwerk über *Die romantische Schule* (1870) es zu Caroline apodiktisch und mit deutlich negativer Tendenz heißt:

Die geistreiche Frau hatte eine Zunge, die an Schärfe der Feder ihres Herrn Schwagers [Friedrich Schlegel] nichts nachgab und überdies einen Hang zur Coquetterie und Intrigue, der ihr so ziemlich den Haß aller Weiber, von Schiller aber den Titel ›das Uebel‹ oder ›Dame Lucifer‹ eintrug.⁴

Nur ein Jahr später äußerte sich Haym erneut und weitaus freundlicher über Caroline.⁵ Der Grund für diese Wandlung: In der Zwischenzeit war die schon erwähnte, von Georg Waitz mit dem schlichten Titel ›Caroline‹ versehene Briefsammlung erschienen und hatte spontan mehrere namhafte Rezipienten zu glühenden Verehrern der lange verstorbenen Frau gemacht; auch Rudolf Haym hatte sich der Wirkung ihrer Briefe nicht entziehen können.⁶ Jedenfalls ließ sich eine durchweg negative Darstellung der Romanikerin seither kaum noch stichhaltig begründen.⁷

Wenn die Briefsammlung dennoch – auch bei den Bewunderern Carolines – mehr oder weniger ambivalente Reaktionen hervorrief,

4 Rudolf Haym: *Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes*. Berlin 1870, S. 209.

5 Rudolf Haym: »Ein deutsches Frauenleben aus der Zeit unserer Litteraturblüthe«. In: *Preussische Jahrbücher* 28 (1871), S. 457–506.

6 Vgl. dazu Martin Reulecke: *Caroline Schlegel-Schelling* (s. Anm. 1), S. 18–34.

7 Vgl. aber z. B. Johannes Janssen: »Aus dem Leben einer Culturdame und ihrer Gesellschaft. Zur Charakteristik der deutschen Aufklärungsperiode«. In: *Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland* 72 (1873), S. 1–27, 112–125, 325–353, hier: S. 338: »[...] von Schiller mit Recht ›Dame Lucifer‹ oder ›das Uebel‹ genannt [...]«.

so erklärt sich dies zum einen aus dem ungewöhnlichen und (trotz aller Bewunderung) vielfach angefochtenen Lebensweg Carolines und der ausgeprägten Eigenart ihrer Persönlichkeit, zum anderen aus ihrem jetzt zunehmend als wesentlich eingestuften Mitwirken bei der Entfremdung zwischen den Jenaer Romantikern und Friedrich Schiller. Entsprechend wurde die Bezeichnung ›Madame Lucifer‹ im Folgenden stärker auf diesen Konflikt bezogen und als spöttische Antwort Schillers auf seine literarische Ablehnung durch Caroline und die übrigen Romantiker verstanden:

Bei dem Tone, der in diesen Kreisen herrschte, darf man sich nicht wundern, daß auch Karoline Schlegel, eine der geistreichsten und emancipirtesten Frauen jener freigeistigen Epoche voll Witz und Leidenschaft, später die Gattin des großen Philosophen Schelling, von Schiller selbst ›Dame Lucifer‹ getauft, in ihren Briefen nicht nur die Tragödien unsers großen Dichters kritisch so zerfaserte, daß sie jedes poetischen Werthes beraubt schienen, sondern auch nach der ersten Lektüre des ›Liedes von der Glocke‹ sich über dies merkwürdige Gedicht todtlachen wollte und, wie sie selbst erzählt, vor Lachen fast vom Stuhle fiel.⁸

Dass die angebliche Spottlust Schillers ausgerechnet Caroline traf, erklärte man sich mit deren besonders pointierten Gegnerschaft:

Sie ist es gewesen, welche die Stimmung der romantischen Schule gegen Schiller geradezu in's Leben gerufen, welche den beiden Schlegel und durch diese Schleiermacher, vielleicht auch Hardenberg, am entschiedensten endlich Schelling ihre eigene Abneigung und partiische Ungerechtigkeit gegen den großen Dramatiker eingeflößt hat.⁹

8 Rudolf Gottschall: »Schiller und seine Gegner«. In: *Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon* 7 (1871). Zweite Hälfte, S. 721–737, hier: S. 723.

9 Rudolf Haym: »Ein deutsches Frauenleben aus der Zeit unserer Litteraturblüthe« (s. Anm. 5), S. 485. Ähnlich Rudolf Gottschall: »Eine deutsche Professorstochter«. In: *Die Gartenlaube* (s. Anm. 3), S. 599 f. Vgl. Michael Bernays: »Caroline. (1871, December)«. In: Ders.: *Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte*. Bd. 2.

›Madame Lucifer‹

186 In der literaturhistorischen Betrachtung dieses Spannungsfeldes wurde aus Caroline mitunter sogar »die gefürchtete ›Madame Luzifer‹ des Schillerschen Kreises«, die Schiller »wohl nicht ohne Grund« so genannt habe: »Nie hat er den Schlegeln und ihrer ›Sippschaft‹ vergeben, was sie an ihm gesündigt hatten.«¹⁰

Dass Schiller als Urheber der Bezeichnung ›Madame Lucifer‹ keineswegs feststand, geriet im Rahmen solcher Interpretationen zumeist vollständig aus dem Blick.¹¹ In der Einleitung zur zweiten umfangreichen Sammlung von Carolines Briefen (1913) findet sich dieser Mangel schließlich nicht mehr. Ihr Verfasser, der Germanist Erich Schmidt, bezog die Entstehung des Spottnamens zwar wie seine Vorgänger unmittelbar auf die literarischen Querelen zwischen Schiller und den Schlegel-Brüdern, legte sich aber nicht auf einen konkreten Urheber fest und berücksichtigte zudem auch andere Aspekte, vor allem das spannungsreiche Verhältnis zwischen Caroline Schlegel und Charlotte Schiller als Repräsentantinnen zweier als gegensätzlich empfundener Frauenbilder:

Mit Schiller, der eine kurz bemessene gerade Bahn rasch abzuschreiten hatte und der reinliche Lebensverhältnisse forderte, kam es nach den ersten Annäherungen zum Bruch, wobei Caroline nicht aufrichtig, dann voll einseitiger Missgunst verfuhr. Sie hetzte ihren von Schiller allzu schroff abgelehnten Schwager, der zunächst ganz naiv ins Zeug gegangen war, und ihren äußerlich lavierenden Gatten gegen den Ästhetiker und Dichter. [...] Man hat ihr die Feindschaft in Schillers Haus reichlich heimgezahlt: sie heißt dort nach

Leipzig 1898, S. 283–311, hier: S. 306: »Sicherlich hat sie durch ihre Einwirkung dazu beigetragen, daß der natürliche Gegensatz zwischen Schiller und den Romantikern unnöthigerweise verschärft ward«.

10 Franz Pfalz: »Madame Luzifer«. In: *Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst* 46 (1887), S. 128–138, 175–184, 223–234, hier: S. 129 u. 225.

11 Zu den wenigen Ausnahmen zählt Franz Xaver von Wegele: »Ein Frauenkrieg an der Universität Würzburg. Ein Vortrag, gehalten am 19. Februar 1885 zu Würzburg«. In: Richard Du Moulin Eckart (Hg.): *Franz Xaver von Wegele. Vorträge und Abhandlungen*. Leipzig 1898, S. 291–309, hier: S. 301 f. – Rudolf Haym: *Die Romantische Schule* (s. Anm. 4), S. 209, war zwar von der Urheberschaft Schillers ausgegangen, hatte aber, insoweit korrekt, als Quelle die von Ulrichs herausgegebenen »Weiberbriefe« angegeben.

einem bösen ehelichen Schmähwort des Regenten Philipp von Orleans die ›Dame Lucifer‹ oder ›das Übel‹, und von vornherein war keine wärmere Beziehung möglich zwischen der im besten wie im schlimmeren Sinn emanzipierten Romantikerin und Frau Lotte, die den Spitznamen ›die Dezenz‹ trug, weil diese ›Würde der Frauen‹ beständig fragte: schickt sich das? Aber Carolinens Voreingenommenheit fällt doch auch in den boshaften Äußerungen über Schillers Dramen einzelne sehr triftige Urteile.¹²

Einige Jahre später konzentrierte sich die Schriftstellerin Margarete Susman ganz auf die mit dem Beinamen ›Madame Lucifer‹ verbundenen frauengeschichtlichen Aspekte und behauptete in diesem Zusammenhang, Charlotte Schiller, die Gattin des Dichters, sei dessen Urheberin:

Charlotte Schillers Bezeichnung ›Dame Luzifer‹ faßt alle nachteiligen Urteile ihrer Zeitgenossen über sie in der schroffsten Form zusammen. Überhaupt waren es vor allem Frauen, die sich gegen sie, gegen die eigentümliche kristallene Unangreifbarkeit ihres Wesens empörten und sie als hart, lieblos, kokett und intrigant verurteilten.¹³

Seither ist die Urheberschaft für die Bezeichnung ›Madame Lucifer‹ abwechselnd Friedrich Schiller, seiner Frau, »Schillers Haus«¹⁴ oder dem »Charlotte von Schillersche[n] Kreis«¹⁵ zugeschrieben worden. Dass eine der vier Frauen, in deren zeitgenössischen Briefen sich diese Bezeichnung findet, als Urheberin anzusehen sein könnte,¹⁶ ist

12 Erich Schmidt: *Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben*. Bd. 1. Leipzig 1913, S. X f.

13 Margarete Susman: »Caroline«. In: Dies.: *Frauen der Romantik*. Jena 1929, S. 27–57, hier: S. 33.

14 Z. B. Eckart Kleßmann: *Caroline. Das Leben der Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling*. München 1975, S. 156.

15 Z. B. Vilma Lober: *Die Frauen der Romantik im Urteil ihrer Zeit*. Diss. Erlangen 1947, S. 1–15.

16 Es handelt sich um Karoline Paulus (Brief an Charlotte Schiller vom 11. März 1804), Henriette von Hoven (Brief an Charlotte Schiller vom 4. August 1804),

›Madame Lucifer‹

188 offenbar nicht näher in Erwägung gezogen worden, und es gibt dafür auch keinen weiteren Anhaltspunkt.

Vielmehr spricht ein gewichtiges Indiz dafür, dass die Bezeichnung ›Madame Lucifer‹ für Caroline in der Tat ein Einfall des Ehepaars Schiller war: Im Anschluss an Erich Schmidts beiläufigen Hinweis auf das »böse eheliche Schmähwort des Regenten Philipp von Orleans« hat der Germanist Norbert Oellers genauer ausgeführt, dass im Jahre 1805 eine deutsche Übersetzung von Auszügen aus den Memoiren des Herzogs von St. Simon (1675–1755) erschien, die u. a. ein Kapitel über die von ihrem Ehemann als ›Madame Lucifer‹ titulierte Herzogin von Orléans enthält. Herausgeber dieser Übersetzung war niemand anders als Friedrich Schiller; der zumindest mittelbare Zusammenhang mit dem nur kurz zuvor geprägten Spottnamen für Caroline ist unübersehbar.¹⁷

Doch Oellers geht es nicht nur um die Klärung der Frage, wer als erster die Bezeichnung ›Madame Lucifer‹ auf Caroline übertrug, sondern vor allem auch um den Nachweis, dass Schiller, den er als diese Person vermutet, die Bezeichnung »nicht nur absprechend, verächtlich, verletzt gemeint« habe, auch wenn seine Frau und die »ihr Beifallenden« sie ausschließlich in pejorativer Bedeutung gebraucht hätten. Zur Unterstützung dieser Interpretation führt Oellers drei Argumente an:

Erstens sei der Begriff ›Luzifer‹ nicht synonym mit ›Teufel‹ zu verwenden: Luzifer, der abgefallene Engel, sei durch eine zwar vermessene, aber immerhin große Tat zu einem Fürsten (der Finsternis) geworden; er gelte als ein erhabener Verbrecher, »vor dem Schiller um so mehr Respekt hatte, als er ihn nicht öffentlich zu zeigen brauchte«. Schiller habe zudem die positiven Konnotationen des Begriffs ›Luzifer‹ gekannt, z. B. als Beiname des Morgensterns

Rosina Niethammer (Brief an Charlotte Schiller vom 25. Oktober 1804) und Dorothea Schlegel (Brief an Karoline Paulus vom 3. Juni 1805). Vgl. Ludwig Ulrichs: *Charlotte Schiller und ihre Freunde* (s. Anm. 2), Bd. 3, S. 187 f., 275 u. 182, und Rudolf Unger (Hg.): *Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus*. Berlin 1913, S. 59 f.

¹⁷ Dazu und zum Folgenden: Norbert Oellers: »Caroline Schelling, gesch. Schlegel, verw. Böhmer, geb. Michaelis«. In: *Deutsche Dichter der Romantik* (s. Anm. 1), S. 178 f.; Ders.: »Die Dame Lucifer zwischen Revolution und Literatur«. In: *Acta Universitatis Wratislaviensis* (s. Anm. 1), S. 129–131.

Venus. *Zweitens* weist Oellers darauf hin, schon im Hause Orléans sei der Beiname ›Madame Lucifer‹ nicht rein negativ gewertet worden; in der von Schiller herausgegebenen Übersetzung heiße es: »Der Herzog von Orleans, der oft darüber lachte, nannte sie [seine Frau], wenn er von ihr sprach, nur Madame Lucifer, und sie gestand selbst, daß ihr dieser Name nicht mißfalle«. *Drittens* sei anzunehmen, dass Schiller das Werk *Lucifer, oder gereinigte Beyträge zur Geschichte der Französischen Revolution* (1797/99) des Publizisten Konrad Engelbert Oelsner gekannt habe; möglicherweise habe der Titel dieses Werkes Schiller zur Titulierung Carolines angeregt: »Mit der Bezeichnung ließ sich dann auf deren Konnexion zur Französischen Revolution anspielen, wie sie als Gleichsam-Nachfolgerin der Herzogin von Orleans in ihrer besonderen Rolle als Frau getroffen werden sollte«.

So interessant diese Erwägungen auch sind, so sehr führen sie doch in den Bereich des Hypothetischen. Zudem bleibt dadurch eine naheliegende Überlegung völlig außer Acht: Könnte es nicht sein, dass weniger der Topos ›Luzifer‹ den Anreiz zur Verwendung des Beinamens ›Madame Lucifer‹ für Caroline gab, als vielmehr die vom Herzog von St. Simon verfasste und von Schiller in deutscher Übersetzung herausgegebene Charakterisierung der Herzogin von Orléans? Es erscheint lohnend diese Beschreibung abzudrucken (unter Auslassung rein physischer Aspekte) und mit den Aussagen derer zu vergleichen, die Caroline als ›Madame Lucifer‹ bezeichneten oder unter diesem Titel gekannt haben dürften.

Unter der Überschrift »Schilderung der Frau Herzogin von Orleans« heißt es in der deutschen Übersetzung der Memoiren des Herzogs von St. Simon:

Sie hatte eben so viel, ja noch mehr Geist als der Herzog von Orleans; einen geordneten Verstand, dabei angeborne Beredsamkeit, Richtigkeit im Ausdruck, eine originelle, sehr gewählte Sprache, und eine bewundernswürdige Geläufigkeit. [...] Die Herzogin von Orleans wußte sich über alles mit Energie, Feinheit und Anmuth auszudrücken; sogar ihr Schweigen war beredt, und was sie auch nur leise andeutete, wußte sie durch richtige Declamation und Präcision des Aus-

›Madame Lucifer‹

drucks immer völlig verständlich zu machen. [...] Man wird sich wundern, es ist aber dennoch sehr wahr, daß sie glaubte, sie habe dem Herzog von Orleans sehr viel Ehre angethan, ihn geheurathet zu haben. Sie gab dieß sehr oft, wiewohl auf eine feine Art, zu verstehen; denn sie hatte zu viel Verstand, um das Unschickliche davon nicht zu fühlen, aber auch wieder zu viel Stolz, um es ganz unterdrücken zu können; den Rang, welchen sie durch ihre Vermählung bekommen hatte, machte sie sogar über ihre Brüder geltend, und man kann von ihr sagen, daß sie auch auf ihrem Nachtstuhl als Enkelin von Frankreich erscheinen wollte. Der Herzog von Orleans, der oft darüber lachte, nannte sie, wenn er von ihr sprach, nur Madame Lucifer, und sie gestand selbst, daß ihr dieser Name nicht mißfalle. [...] Ihr Misvergnügen über manches in dem Betragen des Herzogs von Orleans gegen sie, wodurch jedoch nie der äußere Anstand verletzt wurde, entstand nicht aus Eifersucht, sondern aus dem Verdruß, von ihm nicht wie eine Göttin angebetet und verehrt zu werden; dennoch kam sie ihm keinen Schritt entgegen, suchte auch auf keine Art ihm zu gefallen, seine Neigung zu gewinnen, oder sich seinetwegen in irgend etwas Zwang anzuthun, auch wenn sie glaubte, oder deutlich sah, daß es ihn von ihr entferne. Sie war nie freundlich, nie zuvorkommend oder vertraut gegen ihn; sie bediente sich nie der Rechte einer Frau, die mit ihrem Manne in gutem Vernehmen lebt; sondern erwiederte sein zuvorkommendes Betragen immer mit Kälte und einer gewissen Ueberlegenheit und Größe. [...] Ihr Hof, denn so mußte man ihr Haus, und alles was Zutritt bei ihr hatte, nennen, sollte, nach ihrem Sinn, nicht sowohl ein Hof, als vielmehr eine Anbetung seyn; und ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, daß die Herzogin von Orleans von jedermann, außer mir und der Herzogin von Villeroy, wie eine Gottheit behandelt wurde, und daß nur wir allein das Herz hatten, ihr etwas zu sagen, wo es uns auch gewöhnlich gelang, sie nach unserm Willen zu lenken.¹⁸

¹⁸ Louis de Rouvroy, Herzog von St. Simon: »Geheime Denkwürdigkeiten über die Regentschaft Philipps II. Herzogs von Orleans«. In: Friedrich Schiller (Hg.):

So weit die Ausführungen des Herzogs von St. Simon über Françoise Marie de Bourbon, Herzogin von Orléans (1677–1749), die demnach eine geistvolle und rhetorisch begabte Frau mit ausgeprägter Geltungssucht und einem Hang zu herablassendem Verhalten (selbst gegenüber dem eigenen Ehemann) war.

Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Jeder Aspekt dieser Schilderung findet sich auch in den Betrachtungen, die ein halbes Jahrhundert später von Carolines Widersachern aus dem Schiller-Lager über sie angestellt wurden. Was *erstens* Carolines geistige Kapazitäten anbelangt, so gab es dazu neben einigen positiven auch etliche negative Bemerkungen, die allerdings durchscheinen lassen, dass Caroline allgemein als durchaus klug und gebildet galt. Dora Stock, die Schwägerin von Schillers Freund Christian Gottfried Körner, bemängelte z. B. an Carolines Auftreten: »Sie kam, und ich fand gar nichts Vorzügliches, sondern etwas sehr Gewöhnliches an ihr. Vielleicht wollte sie sich auch nicht in ihrem Geistesputze zeigen, weil unsere Aufnahme so kalt war.«¹⁹ Und Henriette von Hoven, Ehefrau von Schillers Jugendfreund Friedrich Wilhelm von Hoven, schrieb an die gleiche Adressatin, Charlotte Schiller: »Bei all ihrem Wissen benimmt sie [Caroline] sich oft recht dumm und unvorsichtig.«²⁰

Im Hinblick auf – *zweitens* – Carolines rhetorische Fähigkeiten sei auf Friedrich Schillers Zeugnis aus der Anfangszeit ihrer Bekanntschaft verwiesen. An Wilhelm von Humboldt, der seinem Freund Schiller kurz zuvor Caroline als »ein sehr kaltes, aber romantisches und eitles Geschöpf«²¹ vorgestellt hatte (ohne ihr bis dahin begegnet zu sein), schrieb er: »Schlegel ist seit vierzehn Tagen wieder hier mit seiner Frau. Diese hat viel Talent zur Konversation, und man kann leicht mit ihr leben«; freilich fügte Schil-

Allgemeine Sammlung Historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet. Zweyte Abtheilung. Acht und zwanzigster Band. Jena 1805, S. 20–23.

19 Brief vom 2. Mai 1797, zit. nach Ludwig Urlichs: *Charlotte Schiller und ihre Freunde* (s. Anm. 2), Bd. 3, S. 22.

20 Brief vom 4. April 1804, zit. nach Ludwig Urlichs: *Charlotte Schiller und ihre Freunde* (s. Anm. 2), Bd. 3, S. 273.

21 Brief vom 25. August 1795, zit. nach Gisela F. Ritchie: *Caroline Schlegel-Schelling in Wahrheit und Dichtung*. Bonn 1968, S. 254.

192 ler schon jetzt hinzu: »es kommt nun darauf an, ob eine längere Bekanntschaft, wenn sie besonders zur Vertraulichkeit werden sollte, nicht irgendeinen Dorn entdecken wird.«²²

Wenn – *drittens* – der Herzogin von Orléans unterstellt wurde, sie sei so geltungssüchtig gewesen, dass sie selbst »auf ihrem Nachstuhl als Enkelin von Frankreich« habe erscheinen wollen, so lästerten die Widersacher Carolines statt dessen über die »Krone aller Weiber«, die »tugendhafte Hausprinzessin«, die »berühmte Dame« oder die »Heldendame«.²³ Friedrich Wilhelm von Hoven notierte aus der Rückschau, es habe sich aus folgendem Grund kein rechtes Verhältnis zwischen seiner Frau und Caroline bilden wollen:

Diese wollte die Rolle einer Dame spielen; wie Schelling der erste Mann auf der Universität sei, so wollte sie die erste Frau sein. Sie wollte alle vornehme Gesellschaften besuchen, sie wollte Gesellschaften bei sich geben und in beiden als die erste Frau des ersten Philosophen in Deutschland und in ihrer eigenen Person als eine der geistreichsten, gebildetsten und gelehrtesten Frauen glänzen. [...] Indessen trug sie doch Bedenken, sich vor andern Professorsfrauen auf eine zu auffallende Art auszuzeichnen, und sie wünschte daher, daß vorzüglich meine Frau ihrem Beispiel folgen möchte.²⁴

In den pastoralen Worten seiner Gattin, gerichtet an Charlotte Schiller, die sie aufgefordert hatte, ihr »über diesen Punkt umständlich [zu] schreiben«:

Sie [Caroline] fing bald an, mich bearbeiten zu wollen und meine Gefälligkeit zu mißbrauchen. Mein höflicher Widerstand machte sie nur dreister. Sie versuchte mit ihrer Gelehrsamkeit zu imponiren, ich bemerkte es nicht. Sie putzte sich wie ein fünfzehnjähriges Mädchen und zeigte mir diese Herr-

22 Brief vom 22. Juli 1796, zit. nach Gisela F. Ritchie: *Caroline Schlegel-Schelling in Wahrheit und Dichtung* (s. Anm. 21), S. 255.

23 Vgl. Ludwig Urlichs: *Charlotte Schiller und ihre Freunde* (s. Anm. 2), Bd. 3, S. 281, 271 u. 182.

24 Zit. nach Hans-Günther Thalheim (Hg.): *Friedrich Wilhelm von Hoven. Lebenserinnerungen*. Berlin 1984, S. 182.

lichkeiten mit gravitatischem Schritte; ich that, als sähe ich es nicht und zog immer wieder mein gewöhnliches Kleid an. Sie ließ sich austragen, ausfahren, ich sollte sie begleiten; ich entschuldigte mich. Sie legte Spitzen, Zeuge, allerlei Dinge vor mir aus und setzte mit bestimmtem Tone dazu, daß ich solches kaufen und – haben müßte. Ich erwiderte kalt, daß ich keine Lust hätte. Sie tadelte meine häusliche Einrichtung, ich lächelte dazu; sie spottete über dieses und jenes, ich hörte es nicht, zog mich aber natürlich immer mehr von ihr zurück. Demungeachtet hofmeisterte, corrigirte sie unaufhörlich, borgte Verschiedenes aus meiner Haushaltung, als wären die Sachen nur für sie da. Als ich wegen künftigen Gesellschaften allerlei anschaffen *sollte* und mit dürren Worten erklärte, daß wir *nie* Gesellschaften geben würden, ward sie wüthend, lief davon, schalt mich träge, geizig. – – Ich verfolgte ruhig meinen Lebensplan und achtete nicht auf ihr glänzendes Beispiel.²⁵

Was – *viertens* – das Verhältnis zum Ehemann anbelangt, so muss zuvor ein Wort zur Entstehungszeit des Beinamens ›Madame Lucifer‹ für Caroline gesagt werden. Bislang ist zumeist davon ausgegangen worden, dass diese Bezeichnung im Zusammenhang mit der Entfremdung zwischen den Schlegel-Brüdern und Schiller entstanden sei (s. o.) und deshalb auf die Zeit um 1800 oder sogar schon früher zu datieren sei.²⁶ Geht man hingegen vom Zeitpunkt der Veröffentlichung des Textes über die Herzogin von Orléans aus (1805) und berücksichtigt ca. ein bis zwei Jahre für die Übersetzungsarbeiten sowie die Zeitspanne der brieflichen Nachweise des Beinamens ›Madame Lucifer‹ (1804/05), so ist durchaus möglich, dass diese Bezeichnung für Caroline erst um 1803 entstanden ist, also auf die frischgebackene Madame Schelling zielte. Jedenfalls besteht eine auffallende Ähnlichkeit zwischen der Schilderung des ehelichen

²⁵ Brief vom 4. April 1804, zit. nach Ludwig Urlichs: *Charlotte Schiller und ihre Freunde* (s. Anm. 2), Bd. 3, S. 271 f.

²⁶ Vgl. Brigitte Roßbeck: *Zum Trotz glücklich. Caroline Schlegel-Schelling und die romantische Lebenskunst*. München 2008, S. 152; Norbert Oellers: »Die Dame Lucifer zwischen Revolution und Literatur«. In: *Acta Universitatis Wratislaviensis* (s. Anm. 1), S. 129; Eckart Kleßmann: *Caroline* (s. Anm. 14), S. 156.

›Madame Lucifer‹

194 Verhältnisses im Hause Orléans und den Beurteilungen der Schellingschen Ehe durch das Ehepaar Schiller und seine Freunde: Fast noch mehr als der Herzog von Orléans galt ihnen der Philosoph Schelling als gutmütiger Mensch, der unter den Capricen und der Herrschsucht seiner Gattin zu leiden hatte. So schrieb Schiller im August 1803 an Wilhelm von Humboldt: »Sie werden bald Schelling mit der Schlegeln, die er geheiratet, in Rom sehen. Interessieren wird er Sie gewiß, aber es ist zu beklagen, daß er sich so schändlich hat unterjochen lassen.«.²⁷ Denselben Tonfall schlug auch die Witwe Schiller an, als sie nach Carolines Tod im Jahre 1809 an Johann Friedrich Cotta schrieb: »Ich glaube wohl, er [Schelling] wird sie [Caroline] beklagen, denn er ist eines der menschlichsten und weichsten Gemüther. Aber für manche seiner Freunde ist es doch, als wäre ein Gefesselter befreit.«.²⁸ Unvergleichlich plastisch hatte in der Zwischenzeit Henriette von Hoven ihre (natürlich ähnliche) Wahrnehmung formuliert:

Ueberhaupt scheint es mir, daß Niemand einen eigentlichen Werth bei ihr [Caroline] hat, als ihr eigenes Ich, sogar ihr unterthäniger Gemahl nicht, ob sie gleich höchst zärtlich thut, ihm die Hände tausendmal leckt und, wie Hoven sagt, mit ihm grünäugelt. Er ist ein unglücklicher Mensch. Sie wird ihm überall seine Existenz verkümmern. Es ist sehr zu beklagen, daß sie so mächtigen Einfluß auf ihn hat, ob sie ihn gleich oft mißhandelt und despotisirt und dann wieder auf der Erde kriecht. Die Augen werden ihm noch schrecklich aufgehen.²⁹

Im Ergebnis lässt sich aus der Gesamtheit dieser Äußerungen folgern, dass die Bezeichnung ›Madame Lucifer‹ für Caroline wahrscheinlich weniger mit dem Topos ›Luzifer‹ zusammenhing³⁰ als

27 Brief vom 18. August 1803, zit. nach Gisela F. Ritchie: *Caroline Schlegel-Schelling in Wahrheit und Dichtung* (s. Anm. 21), S. 278.

28 Brief vom 27. Oktober 1809, zit. nach Wilhelm Vollmer (Hg.): *Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta*. Stuttgart 1876, S. 563.

29 Brief an Charlotte Schiller vom 4. April 1804, zit. nach Ludwig Urlichs: *Charlotte Schiller und ihre Freunde* (s. Anm. 2), Bd. 3, S. 273.

30 Freilich findet sich in einigen Briefen auch diese Komponente. Vgl. z. B. den Brief Karoline Paulus' an Charlotte Schiller vom 11. März 1804, zit. nach Ludwig Ur-

mit der Beschreibung der ursprünglichen ›Madame Lucifer‹ und deren Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen, die man in Caroline wiederzuerkennen glaubte. Die Frage, wer genau den Beinamen ›Madame Lucifer‹ von der Herzogin von Orléans auf Caroline übertrug, muss weiterhin offenbleiben; es wird aber jemand gewesen sein, der – wie das Ehepaar Schiller – zum einen an der Übersetzung bzw. Veröffentlichung der Memoiren des Herzogs von St. Simon beteiligt war oder Anteil nahm, zum anderen Caroline persönlich kannte und ein distanziertes Verhältnis zu ihr hatte.³¹

Es fragt sich abschließend, wie Caroline mit der Flut an Unterstellungen und Unfreundlichkeiten, die ihr von ihren Widersachern aus dem Schiller-Kreis entgegengebracht wurde – hier abgedruckt ist nur ein kleiner Teil –, umgegangen ist. Schon der strenge Franz Xaver von Wegele, der 1885 den sogenannten »Frauenkrieg an der Universität Würzburg« genauer untersuchte, sah sich zu folgendem Hinweis genötigt: »Es muß übrigens der Gerechtigkeit zu Ehren ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Karoline in ihren zahlreichen Briefen aus dieser Zeit über ihre Gegnerinnen keinen so feindseligen Ton anschlägt, wie diese, und namentlich Frau von Hoven, es über sie thun.«³² Dies stimmt, hängt aber freilich auch damit zusammen, dass Caroline es als unter ihrem Niveau ansah, auf das Gerede ihrer Kontrahentinnen näher einzugehen oder deren

lichts: *Charlotte Schiller und ihre Freunde* (s. Anm. 2), Bd. 3, S. 187, in dem von den »bösen Einflüsse[n] dieser Madame Luzifer« die Rede ist; es sei »recht gut, daß unsere Wohnung durch eine Kirche von der ihrigen getrennt ist, wo nach katholischer Sitte fleißig geräuchert wird«. Und Dorothea Schlegel sah es offenbar als notwendig an, »den Teufel, oder die Legion Teufel aus Madame Luzifer zu bannen, daß sie recht mit Gestank aus ihr fahren«, vgl. den Brief an Karoline Paulus vom 3. Juni 1805, zit. nach Rudolf Unger (Hg.): *Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus* (s. Anm. 16), S. 59.

31 Am Rande sei erwähnt, dass Charlotte Schiller nicht nur als Dichtergattin, sondern u. a. auch als Übersetzerin aus dem Französischen in Erscheinung getreten ist, mithin als Übersetzerin (oder Ratgeberin des Übersetzers) der Memoiren des Herzogs von St. Simon in Betracht zu ziehen ist. Vgl. Christian Hain: Artikel »Louise Charlotte Antoinette von Schiller, geb. von Lengefeld (1766–1826)«. In: Stephanie Freyer u. a. (Hg.): *FrauenGestalten Weimar-Jena um 1800. Ein bibliographisches Lexikon*. Heidelberg 2009, S. 297–302, hier: S. 299.

32 Franz Xaver von Wegele: »Ein Frauenkrieg an der Universität Würzburg«. In: *Vorträge und Abhandlungen* (s. Anm. 11), S. 305.

›Madame Lucifer‹

196 Angelegenheiten im Einzelnen zu kommentieren: »Was ich übrigens von der Paulus in Bamberg gehört, damit will ich das Papier verschont lassen«, heißt es etwa, oder: »Mündlich hätte ich manche Curiosität zu erzählen, schriftlich sind es indessen doch zu schlechte Raritäten«. ³³ Wenn sie hin und wieder von dieser Regel abwich, dann tat sie es auf eine (hinterlistig-) witzige Weise, z. B. in folgender beiläufig geschilderter Anekdote, zu deren Verständnis man zweierlei wissen muss: Zum einen war »Prof. Meyer« der langjährige Hausgenosse Goethes, der zwecks Heirat just zu dem Zeitpunkt auszog, als Christiane Vulpius, die *Nicht*-Ehefrau Goethes, eine Tochter zur Welt brachte; ³⁴ zum anderen trug der Liebhaber der Professorengattin Paulus den Nachnamen Marcus. ³⁵ Caroline also schreibt:

Noch ist ja Prof. Meyer nicht verheirathet, aber Mlle Vulpius niedergekommen. Es war ein Mädchen, das bald wieder aus der Welt ging, und so hat der Himmel den Knoten gelöst. Mündlich wollten wir über einen andern Knoten etwas lachen, nämlich ob das Jüngelchen, was der Paulus hier warten und wickeln muß, einen Apostel oder Evangelisten zum Vater hat. ³⁶

Die meisten Anekdoten Carolines sind übrigens frei von jeder Häme; der Germanistin Christa Bürger ist zuzustimmen, dass Carolines Witz »selten wirklich boshaft [ist], und wo er boshaft ist, da wirkt er eigentümlich schwerelos, weil er das konkret Alltägliche in eine solche Distanz rückt, daß es auch als das allgemein Menschliche erkennbar wird«. ³⁷

³³ Zit. nach Erich Schmidt: *Caroline* (s. Anm. 12), Bd. 2, S. 367 u. 380.

³⁴ Vgl. dazu Rose Unterberger: *Die Goethe-Chronik*. Frankfurt a. M. und Leipzig 2002, S. 245.

³⁵ Vgl. dazu Katrin Horn: Artikel »Elisabeth Friederike Caroline Paulus, geb. Paulus (1767–1844)«. In: Stephanie Freyer u. a. (Hg.): *FrauenGestalten Weimar-Jena* (s. Anm. 31), S. 252–256, hier: S. 253.

³⁶ Zit. nach Erich Schmidt: *Caroline* (s. Anm. 12), Bd. 2, S. 352.

³⁷ Christa Bürger: »Luziferische Rhapsodien. Carolines Briefwerk«. In: Dies.: *Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*. Stuttgart 1990, S. 81–107, hier: S. 89.